

# KARL MAY



DER VERLORENE SOHN II  
Sklaven der Arbeit

Weltbild

# **Der Verlorene Sohn**

Sozialer Roman

von

**Karl May**

Band II

**Weltbild**

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1904/1905  
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,  
herausgegebenen Buchfassung in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.sammler-editionen.de](http://www.sammler-editionen.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen  
erschienenen Print-Ausgabe  
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen  
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Kolorierung der historischen Illustrationen:  
Sascha Wullemet, München  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,  
unter Verwendung einer kobrierten Originalillustration  
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-983-3

# **Sklaven der Arbeit**

Roman  
von

**Karl May**

Band II des Romans  
»Der Verlorene Sohn«

**Weltbild**

# 1. Kapitel

s war am Sonnabend vor Fastnacht. Draußen, hart am Waldrand und fast eine halbe Stunde Wegs von dem benachbarten Städtchen entfernt, erhob sich auf steiler Halde ein finsterer, rußgeschwärzter Gebäudekomplex, in dessen Mitte eine hohe, rauchende Esse zum Himmel ragte. Dort lag ein Kohlenbergwerk, das durch einen eingleisigen Schienenstrang mit dem Bahnhof der über eine Stunde entfernten größeren Stadt in Verbindung stand.

In jener Gegend wohnen gottesfürchtige Leute. Die dem Schacht Entstiegenen sammelten sich um den Steiger und falteten auf ein von ihm gegebenes Zeichen die Hände. Er sprach ein kurzes, aufrichtig gemeintes Dankgebet, dass Gott sie während der zwölfstündigen Schicht gnädig beschützt hatte, und dann sangen alle nach der bekannten Melodie die Strophe:

»Was Gott tut, das ist wohlgetan;  
So wollen wir stets schließen.  
Ist gleich bei uns kein Kanaan,  
Wo Milch und Honig fließen,  
So wird von Gott doch unser Brot  
Zur G'nüge dem bescheret,  
der ihm traut und ihn ehret.«

Als der Gesang beendet war, begaben sich die Leute zum Zahlmeister, um ihren Wochenlohn in Empfang zu nehmen. In seine Expedition durfte man nur einzeln eintreten. Er war ein wortkarger, menschenfeindlicher Mann, von dem noch niemand eine Freundlichkeit erfahren hatte. Er pflegte jedem Eintretenden den kargen Lohn schweigend hinzuschieben und dann durch einen kurzen, barschen Wink das Zeichen zur Entfernung zu geben. Darum war es befremdend, dass er heute die Arbeiter, bevor sie ihn der Reihe nach verließen, aufforderte, vor dem Haus zu warten, da er ihnen eine Eröffnung zu machen habe.

Es war bitterkalt. Der Schnee lag über einen Meter hoch und fiel noch immer in dichten Flocken nieder. Die Leute zitterten vor Frost. Ihre armselige Kleidung war nicht dazu geeignet, ihnen Schutz zu gewähren. Hätte nicht der hässliche Kohlenstaub ihr Gesicht bedeckt, so wäre ihnen leicht anzusehen gewesen, dass auch ihre Ernährung nicht geeignet war, sie gegen die Unbilden des Winters widerstandsfähiger zu machen.

Endlich trat der Zahlmeister heraus zu ihnen und sagte:

»Ich habe euch im Auftrag des Herrn Barons von Helfenstein zu eröffnen, dass er von jetzt ab pro Schicht und Mann zehn Pfennig weniger zahlt. Es ist Winter; die Konkurrenz erschwert den Absatz, und die Betriebskosten werden immer bedeutender. Das ist's, was

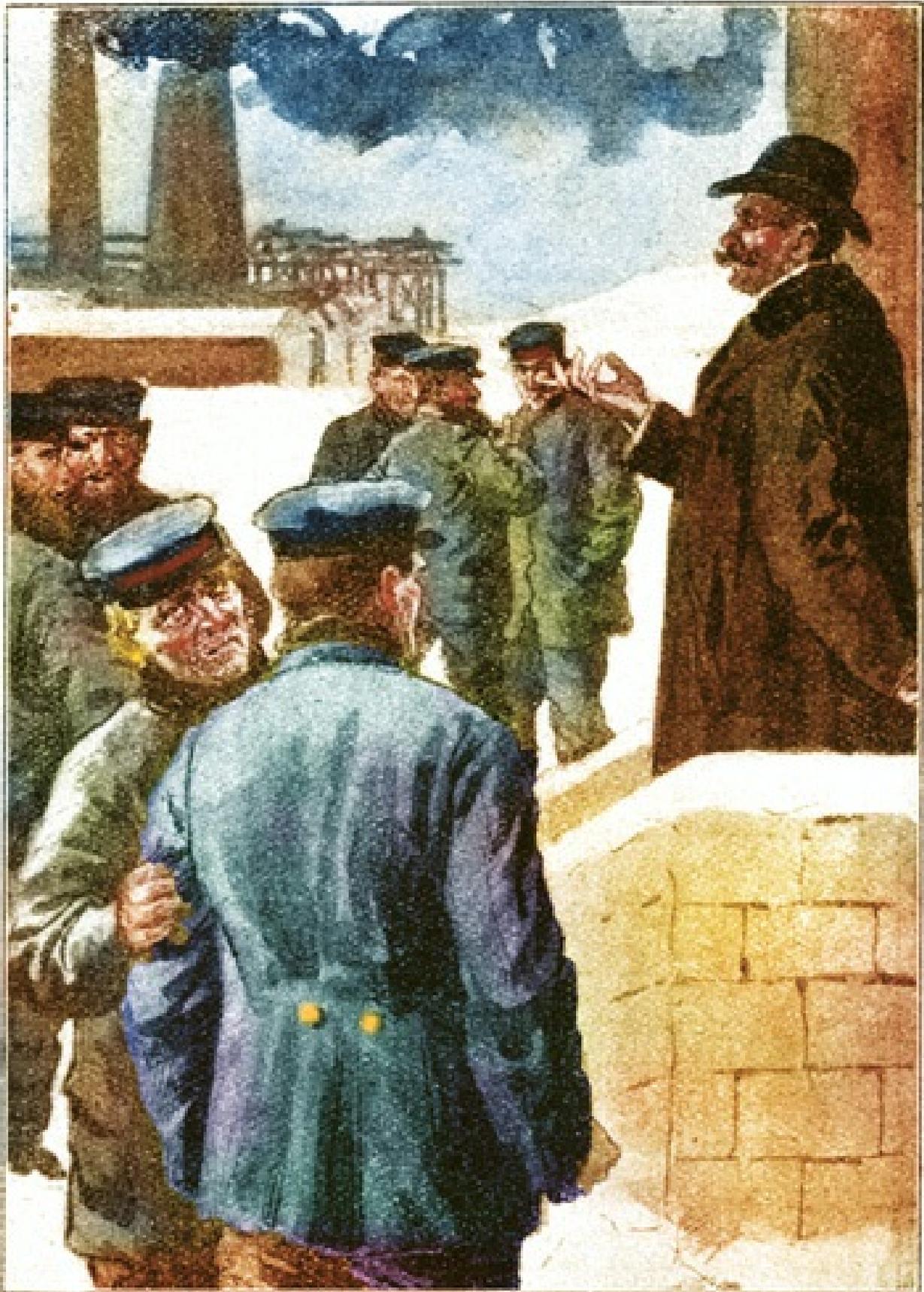
ich euch bekanntgeben soll.«

Die Leute blickten einander bestürzt an. Ein leises Flüstern ging durch ihre Reihen; dann meinte einer, der vielleicht der Älteste sein mochte:

»Herr Zahlmeister, Sie haben uns da sehr erschreckt. Wissen Sie noch, wie viel ich heute erhalten habe?« – »Ja; sechs Mark«, antwortete der Beamte. – »Sechs Mark für eine Woche! Sechs Mark für eine vierundachtzigstündige Arbeitszeit unter der Erde! Sechs Mark für sieben zwölfstündige Schichten, während derer ich, wie wir ja alle, in steter Todesgefahr geschwebt habe!« – »Ist dir's nicht genug, so suche anderweit Arbeit!« – »Das kann ich nicht! Sie wissen das nur zu gut, Herr Zahlmeister. Es gibt hier nur Weber und Kohlenbergleute. Zum Weben sind meine Augen zu schwach, und dieses Bergwerk ist das einzige in der weiten Umgebung. Ich muss bleiben!« – »So räsoniere also auch nicht!« – »Ich räsoniere nicht; aber ich denke an die acht Personen, welche ich mit sechs Mark zu erhalten habe. Nun sollen für die Woche gar siebzig Pfennig weniger gezahlt werden. Herr, wir hungern bereits, wir hungern und frieren! Was soll nun weiter mit uns werden!« – »Das ist mir gleichgültig. Ich habe meine Pflicht zu tun. Ich soll euch den Befehl des Herrn Barons mitteilen, und ich habe es getan. Wer nicht einverstanden ist, der braucht nicht wiederzukommen. Ich finde Arbeiter genug!«

Bei diesen Worten drehte er sich um und trat in das Haus zurück, die Tür hinter sich zuziehend.

Die Leute aber besprachen leise und grollend die Neuigkeit und wateten dann in einzelnen Gruppen durch den tiefen, knirschenden Schnee dem Städtchen zu.



»Wer nicht einverstanden ist, der braucht nicht wiederzukommen.«

Dieses bestand aus niedrigen, ärmlich aussehenden Häusern. Nur zwei Gebäude hatten ein besseres Äußeres, das Pfarrhaus und dann ein anderes, das auch nicht weit von der Kirche stand und über dessen Tür an einer Marmortafel in goldenen Buchstaben zu lesen war: »Der Herr behüte dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus!« Und an der Tür stand auf einem Porzellanschild: »Seidelmann und Sohn«.

Als draußen auf dem Schacht das Schichtzeichen erklungen war, hatte auch hier im Städtchen der Küster die Glocke in Bewegung gesetzt, damit die Einwohner wissen sollten, dass es Mittag sei. Das war so alter Brauch; mittags zwölf Uhr wurde mit der kleinen Glocke geläutet.

In dieses Geläut mischte sich das scharfe, taktmäßige Geräusch der Webstühle, das vom frühesten Morgen an aus den Wohnungen der armen Weber heraus in das Schneegestöber erklungen war.

Die Tür des Häuschens öffnete sich. Ein Mädchen, das in jeder Hand eine Wasserkanne hielt, wollte heraustreten, fuhr aber erschrocken zurück, als ein scharfer Windstoß ihm eine ganze Wolke Schnee entgientrieb.

In demselben Augenblick wurde die Tür des Nachbarhäuschens aufgestoßen, und ein junger Bursche sprang herbei.

»Grüß Gott, Engelchen!«, sagte er. »Du willst an den Brunnen?« – »Ja, Eduard«, antwortete sie. – »Das ist nichts für dich! Gib mir die Kannen!«

Er nahm ihr die beiden Gefäße aus den Händen und eilte fort, um an ihrer Stelle das Wasser zu holen. Sie zog sich zum Schutz hinter die Tür zurück, hielt dieselbe aber ein wenig geöffnet, um dem gefälligen Nachbarsohn nachblicken zu können.

»Eine gute, liebe Seele, der Eduard!«, sagte sie zu sich selbst. »Kaum stehe ich unter der Tür, so ist er auch bereits da. Er hat mich von seinem Webstuhl aus gesehen.«

Er hatte sie »Engelchen« genannt. Das ist eine Abkürzung von Angelika, was zu Deutsch bekanntlich »die Englische« bedeutet. Das Mädchen war etwa achtzehn Jahre alt. Ihre Kleidung war einfach und außerordentlich sauber. Der rote Flanellrock reichte ihr kaum weiter als bis zur Hälfte der Waden, sodass man das kleine, aber doch kräftig gebaute Füßchen ganz erblicken konnte. Die Winterjacke war vorn ein wenig geöffnet und ließ eine schlanke Taille, sowie eine schöne, volle Büste vermuten. Das Gesichtchen war frisch und rosig. Angelika war schön, schöner als manche Dame, der es gegraut hätte, den Fuß in eine solche Gebirgshütte zu setzen.

Da kam der Bursche mit den gefüllten Kannen zurück. Sie schob die Tür weit auf und sagte:

»Komm herein, Eduard! Draußen kannst du heute die Kannen nicht absetzen.«

Er gehorchte und rieb sich dann pustend die Hände.

»Das ist ein schlimmes Wetter«, meinte er. »Wenn es so fortmacht, werden wir fast nicht mehr auf die Straße gehen können.« – »Und doch kommst du herüber, um mir Wasser zu holen! Ich danke dir, du Guter!«

Sie bot ihm die rechte Hand, die er nahm und herzlich drückte. Dabei antwortete er:

»Oh, Nachbarsleute müssen einander aushelfen.« – »Aber du bist aus der Arbeit gegangen!« – »Nur diese Minute. Das hole ich schnell ein.« – »Und hast's doch so notwendig!«, fügte sie hinzu. – »Woher weißt du das, Engelchen?« – »Ah, denkst du etwa, ich habe nicht gehört, dass du die Nacht hindurch gearbeitet hast?«

Er nickte leise, und dabei nahm sein hübsches, offenes Gesicht einen trüben Ausdruck an.

»Es musste sein, Engelchen; ich muss ja heute in der Dämmerung fertig werden. Du weißt, dass der Vater jetzt in vierzehn Tagen nur ein Stück fertigbringt, und darum hatte ich drei zu machen.« – »Du wirst dich krank arbeiten! Warum musst du denn eigentlich so viel bringen, Eduard?« – »Weil wir viel Geld brauchen. Der Seidelmann hat dem Vater das Darlehen gekündigt.« – »Herrgott, ist's möglich?«, rief sie aus. »Der reiche Mann braucht es doch gar nicht!« – »Das wissen wir wohl; aber wir können es nicht ändern. Er sagt, dass er jetzt im Geschäft sehr viel verloren habe, sodass er alle außenstehenden Gelder einziehen müsse.« – »Das glaube ich nicht. Vielleicht hat er einen anderen Grund!«

Eduards Gesicht nahm für einen Augenblick eine dunklere Farbe an. Er antwortete, sichtlich zurückhaltend:

»Das ist freilich möglich. Vielleicht kann ich es erraten.« – »Was ist's? Sage es mir!« – »Jetzt nicht; ein andermal. Du wirst mit dem Essen zu tun haben.« – »Oh, nein, das ist bereits vorbei. Ich hatte des Vaters Leibgericht, grüne Klöße und Rauchfleisch. Was esst ihr?«

Eduard errötete noch mehr als vorhin. Um dies nicht bemerken zu lassen, drehte er sich zur Seite und antwortete:

»Ich weiß es wirklich nicht, Engelchen. Wenn ich so notwendig zu arbeiten habe, nehme ich mir nicht Zeit, darauf zu merken, was die Mutter zurichtet. Ich werde es aber wohl gleich erfahren. Lebe wohl, Engelchen!« – »Lebe wohl! Kommst du auf den Abend zu uns?« – »Ja, ich komme.«

Nach diesen Worten sprang er von dannen.

Das Häuschen, in das er schlüpfte, war noch kleiner, als das, welches Engelchens Eltern bewohnten. Der Flur bestand aus festgeschlagenem Lehm. Rechts war ein Gewölbe und ein Ziegenstall, und links befand sich die Wohnstube. Diese hatte nur zwei Fenster. Vor jedem derselben stand ein Webstuhl. Gerade als Eduard in die Stube trat, hörte er die Mutter sagen:

»Komm, Vater, steig' aus dem Stuhl. Wir wollen essen.«

Der Weber folgte der Aufforderung. Seine Gestalt war gebeugt und sein Haar vor der Zeit ergraut. Dieselbe Erscheinung zeigte auch seine Frau. Die Armut ist eine schlimme Freundin.

Auf den Ruf der Mutter hatte es sich in den Ecken und Winkeln der Stube bewegt. Fünf Kinder, außer Eduard, eilten dem blankgescheuerten Tisch zu. Die Webersfrau stellte eine Schüssel Kartoffeln auf diesen, dann faltete der Vater die Hände und sagte:

»Wir wollen beten!«

Die Glieder seiner Familie neigten andächtig die Köpfe, und er begann:

»Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!«

Die Kleinen glaubten, dass das Gebet zu Ende sei, und erhoben die Händchen, um nach der Schüssel zu langen. Der Weber aber warf ihnen einen strafenden Blick zu und fuhr fort:

»Du schenkst uns, Gott, so väterlich  
Jetzt Speis' und Trank; wir preisen Dich;  
Denn alles, was uns stärkt und nährt,  
Wird uns durch Deine Huld beschert.  
Sieh, Deine Gaben nehmen wir  
Mit Freuden, Vater, hin von Dir  
O lass uns den Genuss gedeih'n  
Und Dir dafür auch dankbar sein!«

Jetzt erst setzte er sich nieder. Das war das Zeichen, dass das Mahl beginnen könne. Und welch ein Mahl! Es gab eine Schüssel seifiger Kartoffeln in der Schale und dazu nichts weiter als – Salz, das die Mutter braun geröstet hatte, um demselben wenigstens einen etwas anderen Geschmack zu geben.

Eben, als die Familie das mehr als frugale Essen begonnen hatte, öffnete sich die Stubentür, und ein steinaltes, dürres Männchen trat ein.

»Guten Tag, Gevatter Hauser!«, grüßte der Neuangekommene, indem er sich Mühe gab, einen Hustenanfall zu unterdrücken. »Ihr seid beim Essen? Da störe ich und will nur lieber gleich wieder gehen.« – »Bleib in Gottes Namen da«, antwortete der Hausvater. »Setze dich dort auf den Schemel. Uns störst du nicht.«

Der Alte zog den Schemel an den Ofen und prüfte mit der Hand die Kacheln, ob sie warm seien.

»Oh, weh!«, sagte er. »Das Feuer ist ausgegangen!« – »Der Gevatter will sich wärmen«, sagte der Weber. »Magst du nicht noch einmal anlegen, Mutter?«

Die Gefragte machte ein trübseliges Gesicht und antwortete:

»Die Kohlen sind alle, Vater.« – »So nimm Holz!« – »Auch davon ist nichts mehr da. Es reichte gerade noch zu, um die Kartoffeln zu kochen.« – »Oh, weh! Wie viel Geld hast du noch?« – »Zehn Pfennig!« – »So lass nachher dafür Kohlen holen. Hast du schon gegessen, Gevatter?«

Der Alte schüttelte den Kopf, warf einen begierigen Blick auf die Schüssel, die sich zusehends leerte, und sagte:

»Heute noch nicht. Ich war – hm, ich war bei Herrn Seidelmann. Ich fragte ihn, ob – hm, na! Der gibt nichts!« – »So komm her, Gevatter, und iss mit uns!«

Das Männchen ließ sich dies nicht zweimal sagen. Anstatt sechzehn, waren nun achtzehn Hände bestrebt, den Inhalt der Schüssel verschwinden zu lassen.

Als die letzte Kartoffel verzehrt war, erhob sich der Weber und sagte, ganz wie vorher:

»Wir wollen beten!«

Alle falteten die Hände, und der Hausvater begann:

»Wir danken dir, Herr Jesu Christ, dass du unser Gast gewesen bist!«

Und daran fügte er die Strophen:

»Nun, wir sind auch diesmal satt,  
Da uns Gott vergnügt gespeiset  
Und vergnügt getränkt hat.  
Seine Güte sei gepreiset.  
Er wird ferner unserm Leben  
Speis' und Trank und Notdurft geben.«

Er war fertig und wollte bereits die gefalteten Hände lösen, da aber fuhr der Alte fort:

»Reiche deine milde Hand,  
Liebster Vater, auch den Armen.  
Lass der kümmerlichen Stand  
Immer unser Herz erbarmen,  
Dass wir ihnen einen Segen  
Nach Vermögen reichen mögen,  
Bis wir himmlisch' Manna speisen  
Und dich ewig selig preisen!«

Der Beter hatte die Augen voller Tränen. Als er geendet hatte, streckte er dem Weber die hagere Rechte entgegen und sagte:

»Vorhin habe ich gemeint, dass ich heute noch nichts gegessen hätte, Gevatter; nun aber will ich dir gestehen, dass bereits seit vorgestern Abend nichts über meine Lippen gekommen ist.« – »Guter Gott!«, rief da der Weber. »Mutter, schneide ihm doch ein Stück Brot ab!«

Die Frau hustete verlegen und antwortete dann:

»Das Brot ist alle, Vater.« – »Haben wir gar kein bisschen mehr?« – »Gar nichts.«

Da warf er ihr einen Blick zu, den sie sofort verstand. Sie warf ein Tuch über den Kopf und entfernte sich. Nach einer kleinen Weile kam sie wieder. Sie war bei dem nahen Bäcker gewesen und hatte ihre letzten zehn Pfennig, die für Kohlen bestimmt gewesen waren, hingegeben, um dem alten Gevatter ein Stück Brot zu holen.

Der Alte drückte die Hände der braven Frau an seine Brust und rief:

»Vergelt's Euch Gott! Aber nehmen kann ich es doch nicht. Eure Kleinen da brauchen es ebenso notwendig wie ich.« – »Nimm und iss es!«, gebot aber Hauser. »Wir haben zwar jetzt nichts mehr; aber in der Dämmerung geht der Eduard mit den vier Stücken, die fertig werden, zum Seidelmann. Da bekommen wir Geld und können alles kaufen, was wir brauchen. Du jedoch hast keine Aussicht, Geld zu verdienen.« – »Guter Gott, das ist

wahr!«, seufzte der Alte, indem er gierig in das Brot biss. »Früher war es anders. Da war ich der einzige Barbier und Bader der Umgegend. Jetzt sind andere da, und meine Hand zittert so sehr, dass ich das Messer unmöglich führen kann. Die Zeiten sind immer schlechter geworden und die Menschen mit ihnen. Wisst Ihr schon, was in letzter Nacht passiert ist?« – »Nein. Ist's etwas Neues?« – »Etwas ganz Neues und ganz Grauenhaftes! Der Förster ist heute früh trotz des Wetters im Wald gewesen, da bleibt sein Hund bei einer Schneewehe stehen und ist nicht fortzubringen, und als der Förster die Wehe untersucht, findet er, dass eine Leiche unter ihr begraben liegt.« – »Herrgott! Eine Leiche? Ein Erfrorener?« – »Nein, sondern ein Ermordeter.«

Diesen Worten folgte das Schweigen des Entsetzens. Eduard fand zuerst die Sprache wieder. Er fragte:

»Wer ist denn der Ermordete gewesen?« – »Der Grenzoffizier, der Leutnant.« – »Der Leutnant? War er etwa erschossen?« – »Ja. Die Kugel ist ihm durch den Kopf gegangen.« – »So sind es die Pascher gewesen!« – »Der Waldkönig selber hat's getan!« – »Woher weißt du das?« – »Der Ermordete hat einen Zettel in der Tasche gehabt, den ihm der Waldkönig hineingesteckt hat. Darauf stand geschrieben, dass es einem jeden so gehen werde, der die Pascher belästigt.« – »Das ist ja ganz und gar entsetzlich!«, meinte die Hausfrau. – »Ja«, stimmte der Alte bei. »Und am Morgen ist einer der Grenzaufseher in der Schenke gewesen und hat erzählt, dass in der vergangenen Nacht ein Zug von über dreißig Schmugglern über die Grenze geschlüpft ist. Die Beamten haben sich gar nicht an so viele wagen können.« – »Wer nur der Waldkönig sein mag?« – »Das weiß niemand, und niemand wird es je erfahren. Der leibhaftige Gottseibeius wird es sein, kein anderer! Aber ich muss nach Hause. Ihr habt zu arbeiten, und ich darf nicht stören. Habt tausend Dank, Ihr guten Leute!«

Er reichte allen die Hand und ging. Hauser begleitete ihn nach guter, alter Sitte bis unter die Haustür. Gerade als sie dort standen, kam ein zweispänniger Schlitten vorübergefahren. Ein tief in einen Pelz gehüllter Mann saß in demselben.

»Ein Fremder«, meinte der Alte. »Wer mag das sein?« – »Hast du ihn denn nicht erkannt, Gevatter?« – »Nein. Wer war es?« – »Der Bruder des Kaufmanns.« – »Der Fromme? Oh, weh! Wenn der in den Ort kommt, gibt es allemal ein Unglück. Lebe wohl, Gevatter!«

Er ging. –

Als Engelchen vorhin in ihre Stube getreten war, stand ihr Vater am Tisch, um ein Stück Webarbeit, das er gefertigt hatte, zu prüfen, ob sich vielleicht ein Fehler eingeschlichen habe. Auch diese Stube war klein, hatte aber ein behäbigeres Aussehen als die Wohnung Hausers. Dieser hatte sechs Kinder, während Engelchen das einzige Kind ihrer Eltern war. Das ist ein Unterschied.

Ihr Vater hatte kein einnehmendes Gesicht. Er warf ihr einen zürnenden Blick zu und fragte:

»Wo warst du jetzt?« – »Ich habe Wasser geholt.« – »Du selbst?«

Sie zog es vor, nicht zu antworten, und machte sich mit ihrer Arbeit zu schaffen.

»Nun, wie wird's«, fragte er scharf, »erhalte ich Antwort?« – »Der Eduard ist für mich gegangen«, sagte sie. – »Der Eduard und immer der Eduard!«, zürnte er. »Er ist zwar ein guter Bursche, aber ein Habenichts!« – »Wir sind auch nicht reich, Vater!« – »Eben das ist gerade Grund genug, danach zu trachten, dass wir es werden.« Sie warf einen ganz erstaunten Blick auf ihn.

»Wir? Reich werden?«, fragte sie. »Das kann wohl vor dem Jüngsten Tag nicht geschehen.« – »Oh, das kann sehr bald werden! Du bist jung und hübsch, und es gibt wohlhabende Burschen genug, die ein Auge auf dich geworfen haben.«

Sie errötete und antwortete: »Ich brauche keinen.«

Da trat er auf sie zu und sagte:

»Keinen außer dem Eduard! Nicht wahr? Oder ist er etwa nicht dein Schatz?« – »Nein«, antwortete sie einfach. – »Das machst du mir nicht weis! Ich kann mir sehr leicht denken, was hinter meinem Rücken geschieht!« – »Nichts, gar nichts ist geschehen.« – »Er hat noch nicht von Liebe und dergleichen gesprochen?« – »Kein Wort!« – »Hm! So ist er dumm genug, dümmer, als ich dachte. Wie gesagt, ich habe nichts, gar nichts gegen ihn, als dass da drüben bei ihm die Armut zu Hause ist. Ihr passt nicht zueinander. Ich dachte, ihr wäret im Stillen einig miteinander geworden. Umso besser, wenn es nicht der Fall ist; denn mein Ja hätte ich nicht dazu gegeben. Jetzt weißt du, woran du bist, und kannst dich danach richten.«

Er legte sein Arbeitsstück zusammen, zog den Rock an und ging, um abzuliefern, zu Seidelmann, nach dem Haus mit der Marmorplatte. Der Weber trat durch eine Tür, an der das Wort »Kontor« zu lesen war. In dem Zimmer stand ein junger Mensch an einem Pult. Er schien mit einem großen Buch beschäftigt gewesen zu sein. Sein Gesicht heiterte sich zusehends auf, als er den Eintretenden erblickte.

»Ah, Hofmann, Sie sind es!«, sagte er. »Wieder ein ganzes Stück fertiggebracht in dieser Woche?« – »Ja, ein ganzes. Es hat mir aber große Mühe gemacht. Das Garn war ungewöhnlich schlecht.« – »Oho! Das glauben Sie selber nicht. Sie wissen ganz genau, dass ich für Sie immer das beste Material aussuche.«

Hofmann machte ein pfiffig ungläubiges Gesicht.

»Sie zweifeln daran?«, fragte der Kaufmann. »Ich darf das meinen Vater gar nicht merken lassen. Na, zeigen Sie Ihre Ware her.«

Er sah die Arbeit oberflächlich durch.

»Hm!«, brummte er dabei. »Hier haben Sie einen Fadenbruch. Haben Sie ihn denn nicht selbst bemerkt?« – »Ich habe ihn gesehen; aber es lässt sich nun nicht ändern.« – »Das wird aber Abzug geben!« – »Wegen eines Fadenbruchs?« – »Natürlich! Ein anderer dürfte mir mit so einem Fehler gar nicht kommen. Ich zahle Ihnen ja bereits mehr als jedem anderen Arbeiter. Für diese Arbeit gebe ich, wenn sie fehlerfrei ist, acht Mark; Ihnen habe ich zehn gegeben. Wissen Sie, warum?« – »Nein, Herr Seidelmann. Ich habe gedacht, ich bekomme mehr, weil ich besser arbeite als andere.«

Der junge Kaufmann lachte ironisch und sagte:

»Das lassen Sie sich nur ja nicht einfallen. Sie arbeiten nichts weniger als gut. Keiner bringt mir so fehlerhafte Stücke wie Sie. Wenn ich nachsichtig gegen Sie bin, so habe ich meine Gründe. Mein bester Arbeiter ist der Eduard Hauser. Er hat nie einen Fehler und bringt doppelt so viel fertig wie Sie. Wenn ich ihm trotzdem nicht gut bin, so hat dies auch seine Gründe. Ich werde Ihnen heute zwei Mark abziehen müssen.«

Der Weber erschrak. Zwei Mark, das war für seine Verhältnisse schon ein bedeutendes Geld.

»Einen Abzug von zwei Mark!«, sagte er. »Das werden Sie mir doch nicht antun!« – »Hm! Vielleicht lasse ich mich erweichen, vorausgesetzt, dass Sie verständig sind.« – »Haben Sie mich jemals unverständig gefunden?« – »Wollen erst sehen. Sind Sie in der Nachbarstadt bekannt?« – »So leidlich, Herr Seidelmann.« – »Kennen Sie das Kasino?« – »Nein. Ich weiß nur, dass eine Gesellschaft junger, feiner Herren diesen Namen führt.« – »Nun, ich bin Mitglied dieser Gesellschaft und habe diese Herren für nächsten Dienstag hierher geladen. Wir wollen uns ein Vergnügen machen. Es soll in der Schenke einen kleinen Maskenball geben. Haben Sie schon einmal so etwas gesehen?« – »Im ganzen Leben noch nicht.« – »Das glaube ich, dazu muss man Geld haben. Aber da fällt mir ein: Wir brauchen Tänzerinnen. Ist Ihre Tochter einmal auf einem Maskenball gewesen?« – »Auch nicht.« – »Gut, so werde ich sie einladen.«

Das hatte Hofmann geahnt. Sein Gesicht glänzte vor Freude. »Werden auch andere eingeladen?«, fragte er. – »Von hier? Nein. Meine Freunde bringen ihre Damen mit. Sie kommen alle per Schlitten. Also, erlauben Sie mir, das Engelchen einzuladen?« – »Oh, ich habe ganz und gar nichts dagegen.« – »Das denke ich. Aber sie muss sich auch maskieren.« – »Das heißt, sie soll sich verkleiden?« – »Ja. Ich habe mir bereits ausgesonnen, dass sie als Italienerin kommen soll.« – »Davon verstehe ich nichts. Sie hat ja keinen Anzug, wie sie ihn dazu braucht.« – »Den besorge ich. Nur stelle ich die Bedingung, dass sie nicht vorher wissen darf, wer sie einlädt.« – »Ich werde nichts sagen, Herr Seidelmann.« – »Gut! So sind wir also einig. Ich habe erwartet, dass Sie ja sagen werden, und bereits alles in Ordnung gebracht. Es ist ein Paket zur Post gegeben, das der Briefträger Ihnen noch heute bringen wird. Die Einladungskarte liegt dabei. Sie haben nur dafür zu sorgen, dass Ihre Tochter auch wirklich kommt.« – »Oh, die wird kommen! So etwas macht jede gern mit.« – »Hm! Wenn sie aber nun doch nicht will?« – »So wird sie müssen.« – »Pah! Selbst ein Vater kann seine Tochter nicht zu allem zwingen. Ich habe so eine Ahnung, dass sie gute Gründe hat, sich zu weigern. Hat sie keinen Geliebten?« – »Nein.« – »Ich denke, der Hauser läuft ihr nach?« – »Es ist möglich, dass der eine Absicht hat; aber gesagt hat er ihr noch kein Wort davon, und ich würde das auch gar nicht dulden.« – »Da sind Sie sehr klug. Also Sie versprechen mir, dass Engelchen kommt? Nun, da will ich denn einmal nachsichtig sein und Ihnen den Fadenbruch verzeihen. Hier haben Sie zehn Mark.«

Er gab ihm das Geld, und Hofmann ging fort, ganz glücklich, erstens darüber, so

leichten Kaufs davongekommen zu sein, und sodann darüber, dass seine Tochter auserwählt war, von so feinen Herrschaften zum Ball geladen zu werden.

»Wie werden sich die anderen Mädels ärgern, wenn sie es hören«, murmelte er vor sich hin. »Es ist kein Zweifel: er ist vernarrt in sie, verliebt, ganz und gar verliebt, und sie ist ja auch bildsauber. Ich bin überzeugt, dass er sie heiraten wird. Aber dann, ja dann! Dann gucke ich keinen Nachbar mehr an!«

Seidelmann dagegen blickte dem Weber mit einem schadenfrohen Lächeln nach und brummte:

»Dummkopf, der du bist! Wer weiß, was für Luftschlösser der Kerl jetzt baut. Ja, ein schönes Mädchen ist sie. Sie wird die Schönste von allen sein. Und nun gar als Italienerin! Diese Tracht! Kurzes Röckchen, niedriges Mieder, dazu das Tanzen, der Wein, der Grog, den sie nicht gewohnt ist! Das wird ein famoser Abend.«

In diesem Augenblick kam der Schlitten, den Hauser und der alte Barbier gesehen hatten, herbeigesaut. Er hielt vor dem Haus.

»Donnerwetter, der Onkel!«, sagte der Kaufmann zu sich selbst. »Das ist eine Überraschung! Da ist irgendetwas Wichtiges im Werke.«

Er eilte hinaus, um den Ankömmling zu empfangen. Dieser hatte bereits die Decken von sich geworfen und den Schlitten verlassen. Er öffnete die Arme und sagte in salbungsvollem Ton:

»Ich komme wie der Engel des Herrn zu Abraham in den Hain Mamre. Sei begrüßt, du Sohn meines geliebten Bruders!«

Sie umarmten und küssten sich.

»Willkommen, Onkel!«, sagte Seidelmann. »Du überraschst uns auf die angenehmste Weise. Wer hätte dich erwartet!« – »Der Herr macht zu seinen Boten die Winde und Feuerflammen zu seinen Dienern. Wer kann seine Wege begreifen und seine Absichten erforschen? Wo ist dein Vater, mein lieber Fritz?« – »In seinem Zimmer. Komm, lass dich führen.«

Er geleitete ihn ins Haus und die Treppe empor. Dort aber kam ihnen bereits der Vater entgegen, der die Ankunft des Schlittens bemerkt hatte.

»Willkommen!«, sagte er. »Alle Teufel, welcher Wind bringt denn dich so unerwartet geweht?«

Der fromme Mann machte eine Gebärde des Schrecks und antwortete:

»Flucht nicht, mein Bruder! Wer den Fürsten der Finsternis im Mund führt, der ist ihm bereits verfallen.« – »Papperlapapp! Solches Zeug verfängt nicht bei mir. Komm, tritt ein und wärme dich. Das Mittagessen wird sogleich aufgetragen werden.«

Die Familienähnlichkeit dieser drei Männer war eigentümlich. Die Brüder sahen sich zum Verwechseln ähnlich, und der Sohn passte ganz genau zu ihnen.

Der Gast machte es sich bequem, zog seine Dose hervor, nahm eine Prise und fragte dann:

»Wie geht es euch hier? Man hat ein Geschrei gehört in dem Gebirge Bethlehem und

ein Wehklagen auf den Höhen. Die Zeitungen schreiben, dass hier oben die Menschheit vor Hunger sterbe.« – »Vor Hunger?«, fiel der Kaufmann ein. »Sage doch lieber vor Faulheit. Hat dich der Baron geschickt?« – »Auch in seinem Auftrag komme ich.« – »Auch, sagst du. Also gibt es noch einen anderen Grund deines Kommens?« – »Ja. Ich komme als Prophet.« – »Alle Wetter! Seit wann bist du unter die Propheten gegangen?«



Der Gast nahm eine Prise und fragte: »Wie geht es euch hier?«

Der Heuchler faltete die Hände und antwortete:

»Ich habe von Anbeginn meiner irdischen Laufbahn nach dem Reich der Erlösung gestrebt. Jetzt nun bin ich Vorsteher der Gesellschaft der Schwestern und Brüder der Seligkeit.« – »Diesen Quatsch mag der Kuckuck verstehen; ich begreife kein Wort davon. Erkläre dich deutlicher!« – »Das werde ich tun, denn meine Seele dürstet, auch euch zu retten und einzuführen in die Gemeinschaft der wahrhaft Frommen.« – »Bleibe mir damit vom Leib! Ich beginne zu begreifen, dass du Vorsteher einer frommen Gesellschaft bist.« – »Es ist die Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit.« – »Aha! Es sind auch Schwestern dabei? Gratuliere!« – »Du redest, wie die Kinder der Menschen reden. Ich verzeihe dir, denn die Herzen meiner Brüder sind voller Milde und Erbarmen. Sie haben von der Not vernommen, die in dieser Gegend herrschen soll, und eine Sammlung zum Besten der Unglücklichen veranstaltet. Ich komme mit sechstausend Mark, um sie unter die zu verteilen, die einer solchen Gabe am würdigsten sind.«

Der Kaufmann lachte.

»Der Würdigste bist jedenfalls du selbst!«, sagte er. »Also sechstausend Mark? Hm! Darüber werden wir noch zu sprechen haben. Vorerst aber muss ich wissen, in welcher Angelegenheit dich der Baron sendet.« – »In der Angelegenheit jenes Sohns Belials, den ihr hier den Waldkönig nennt.« – »Ich bitte dich um aller Welt willen: Lass diese frommen Ausdrücke wenigstens so lange, als du dich bei mir befindest! Wir kennen uns und brauchen uns nicht zu verstellen.«

Der Fromme schlug die Augen zum Himmel auf, machte eine Gebärde des Abscheus und rief:

»Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun! Aber sage mir, wie es kommt, dass ›Seidemann und Sohn‹ an deiner Tür zu lesen ist. Das ist doch ganz so, als ob du ein großer Geschäftsmann geworden seist.« – »Das ist auch der Fall. Was ich bin, das wird hier in dieser Gegend eigentlich Verleger genannt.« – »Dieses Wort verstehe ich nicht.« – »Ich werde es dir erklären. Es gibt große Fabrikanten, deren Geschäft so bedeutend ist, dass sie gar nicht Zeit finden, direkt mit ihren Arbeitern zu verkehren. Sie engagieren also Mittelpersonen, das sind die Verleger.« – »Ein solcher bist auch du?« – »Ja. Es gibt hier Weber zu Tausenden. Sie finden in dieser Gegend keine Arbeit. Ich habe mich nun mit mehreren Fabrikanten in Verbindung gesetzt; diese senden mir das Material und die Muster und bezahlen mir pro Stück einen bestimmten Arbeitslohn. Ich engagiere die Arbeiter und behalte dafür von dem Lohn eine Kleinigkeit für mich.« – »Wie viel beträgt diese Kleinigkeit?« – »Bekomme ich pro Stück zwanzig Mark, so erhält der Arbeiter acht, höchstens zehn. Bekomme ich ferner pro Stück vierzig Pfund Garn für den Arbeiter, so erhält dieser nur fünfunddreißig. Er muss davon das Stück liefern. Reicht das Garn bei ihm nicht aus, so kommt er zu mir, um zu kaufen, was er nötig hat. Aber horch, man klopft. Das Essen ist aufgetragen. Komm, wir dürfen nicht warten lassen.«

Sie begaben sich ins Nebenzimmer. Wie ganz anders sah es da aus, als am Mittag bei dem armen Hauser. Dort hatte es nur schlechte Kartoffeln mit Salz gegeben, hier

erfüllten Wohlgerüche das Zimmer, und die Tafel brach fast unter dem Reichtum der Delikatessen, die aufgetragen waren.

»Komm und lange zu!«, nötigte der Kaufmann.

Da aber faltete sein Bruder die Hände und sagte:

»Lasst uns vorher beten!« – »Mache hier keine dummen Witze!«, rief jedoch der andere. »Das Beten ist für die armen Teufel und für die reichen Heuchler. Mir aber kommst du nicht damit. Setze dich und haue ein!«

Der Fromme schüttelte missbilligend den Kopf und sagte:

»Eigentlich müsste dir da jeder Bissen zu Galle, Gift und Opperment werden. Du bist schlimmer als ein Heide und Götzendiener; aber es sei dir verziehen.«

Nun schwelgten die, die den hungernden Arbeiter um den größten Teil seines Lohnes betrogen, in Genüssen, die dieser kaum dem Namen nach gekannt hätte. Teurer Wein wurde getrunken. Die Tafel währte, bis die Dämmerung hereinbrach. Unten standen die Arbeiter, um abzuliefern und den ärmlichen Lohn in Empfang zu nehmen. Sie mussten warten, bis es Fritz Seidelmann gefiel, sich ihrer zu erinnern.

Auch Eduard Hauser befand sich unter ihnen. Er hatte seine vier Stück Kleiderstoff gebracht und zählte, wie man sagt, die Sekunden. Die Seinen hatten weder Feuerung noch Speise oder Licht.

Endlich kam der Kaufmannssohn. Er expedierte zuerst die anderen und ließ Eduard bis zuletzt warten. Er wusste es so einzurichten, dass die Stoffe desselben neben das Stück zu liegen kamen, welches Hofmann gebracht hatte. Er vertauschte dasselbe so geschickt, dass Eduard gar nichts bemerkte, und prüfte es dann. Seine Stirn zog sich dabei in tiefe Falten.

»Was ist denn das?«, sagte er. »Ich glaube gar, hier ist ein Fadenbruch!«

Eduard erschrak.

»Ein Fadenbruch?«, fragte er. »So etwas ist ja bei mir noch gar nicht vorgekommen!« – »Und doch ist einer da, und was für einer!« – »Das ist ganz unmöglich, Herr Seidelmann!«

Der Kaufmann warf ihm einen strengen, verweisenden Blick zu und sagte in erhobenem Ton:

»Denken Sie etwa, ich habe keine Augen? Und warum sollte es so sehr unmöglich sein?« – »Weil ich die Stücke vorher ganz genau durchgesehen habe.« – »So schauen Sie her. Hier!«

Er hielt ihm den Fehler vor die Augen. Eduard nahm den Stoff in die Hand, prüfte ihn, besah sich die Arbeit und sagte dann:

»Herr Seidelmann, dieses Stück ist nicht von mir.« – »Ah! Wieso? Von wem denn sonst?« – »Ich kenne meine Arbeit und auch die meines Vaters.« – »Wollen Sie etwa sagen, dass Sie diese vier Stück gar nicht gebracht haben?« – »Das nicht. Aber ich weiß wirklich nicht, was ich denken soll.« – »Desto besser weiß ich, was ich von Ihnen denken soll! Wissen Sie vielleicht, welchen Wert ein solches Stück hat?« – »Wohl über sechzig

Mark.« – »Ja, zweiundsiebzig Mark. Sie haben es verdorben. Sie müssen Schadenersatz leisten. Das Stück werde ich nicht los. Es gehört Ihnen; es ist Ihr Eigentum, und dafür bezahlen Sie mir jetzt die zweiundsiebzig Mark!«

Dem armen Weber war es, als ob er einen Keulenschlag erhalten hätte.

»Oh, Gott, zweiundsiebzig Mark!«, sagte er. »Ich habe ja nicht einmal so viel Pfennig als mein Vermögen.« – »Das wird sich finden. Vorerst aber will ich die drei anderen Stücke prüfen.«

Er suchte und forschte. Er fand keinen Fehler. Da nahm er den Fadenzähler, ein Vergrößerungsglas, und setzte ihn auf den Stoff, um Kette und Einschuss zu prüfen.

»Ah!«, sagte er. »Das ist nicht übel! Wie viel Schuss haben Sie pro Zoll zu liefern?« – »Fünfzig.« – »Und ich zähle nur fünfundvierzig. Das ist kein Kleiderstoff, das ist ein Lappen, ein Lumpen! Wer soll solches Zeug kaufen? Durch solche Arbeiter geht der Ruf der Firma verloren. Wie steht es, können Sie die zweiundsiebzig Mark bezahlen?« – »Nein.« – »Gut, so will ich das auf mich nehmen, um nur den Ärger loszuwerden. Sie erhalten aber natürlich keinen Arbeitslohn, und Arbeit gibt es für Sie auch nicht wieder.« – »Herr Seidelmann! Wollen Sie mich und meine Familie unglücklich machen?« – »Was gehen mich Sie, und was geht mich Ihre Familie an! Es ist mir völlig gleichgültig, ob Sie glücklich sind oder nicht. Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Arbeiten Sie besser! Basta, abgemacht! Adieu!«

Er drehte sich um, ging hinaus und ließ Eduard stehen. Diesem war es, als ob er träume. Er konnte gar nicht an die Möglichkeit dessen, was er gehört hatte, glauben. Es gab hier nur ein Mittel: Er musste mit Seidelmann, dem Vater, sprechen. Er begab sich also nach dessen Zimmer und klopfte an.

»Herein!«, wurde geantwortet.

Als er eintrat, saßen die beiden Brüder beisammen, und Fritz befand sich bei ihnen.

»Was wünschen Sie?«, fragte der Vater streng. – »Ich wollte Sie ersuchen, sich doch gütigst die –« – »Ah, die vier Stücke Kleiderstoff ansehen?«, unterbrach ihn der Kaufmann rasch. – »Ja.« – »Das ist nicht nötig. Mein Sohn hat mich bereits von dem Vorgefallenen unterrichtet. Seine Augen sind ebenso scharf wie die meinigen. Sie kommen noch sehr gut weg.« – »Aber, Herr Seidelmann, ich weiß von keinem Fadenbruch etwas, und ich gestehe, dass wir ohne einen Pfennig sind und weder Feuerung noch Lebensmittel in dieser Kälte mehr besitzen!« – »Was geht das mich an? Arbeitet besser! Sie haben in vierzehn Tagen drei volle Stücke fertiggemacht. Das ist unmöglich, wenn man sorgfältig arbeitet. Bei solcher Überstürzung muss ja die Liederlichkeit entstehen.« – »Herr Seidelmann, ich habe Tag und Nacht gearbeitet, weil Sie uns die hundertzwanzig Mark gekündigt haben!« – »Weiß schon, weiß schon! Es bleibt bei der Bestimmung meines Sohnes. Sie erhalten keine Arbeit wieder. Und wenn bis Ende des nächsten Monats die gekündigte Summe nicht gezahlt wird, so nehme ich Ihrem Vater die Bude weg.« – »Mein Gott! Das wäre ja eine Grausamkeit!«

Da erhob sich der Armenpfleger, streckte die Hände weit von sich und sagte: